

Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 40 (2014)
Heft: 4

Artikel: Jugendkulturen und Rausch
Autor: Farin, Klaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-800115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugendkulturen und Rausch

Jugendkulturen sind Rauschkulturen. Es geht in ihnen um Musik, Freundschaft, Kreativität und die Suche nach dem Kick. Um Grenzüberschreitungen. Dabei konsumieren Jugendliche auch legale und illegale Rauschmittel. Und dies macht aus ihrer Perspektive auch Sinn. Verbote und moralische Zeigefinger werden daran nichts ändern. Respekt und die Stärkung von Selbstverantwortung und Konsumkompetenz sind hier gefragt.

Klaus Farin

Gründer des Archiv der Jugendkulturen und Vorstandsvorsitzender Stiftung Respekt! Die Stiftung zur Förderung von jugendkultureller Vielfalt und Toleranz, Forschung und Bildung. Fidicinstrasse 3, D-10965 Berlin. Tel.: +49 (0)30 695 99 048, klaus.farin@jugendkulturen.de, www.jugendkulturen.de, www.respekt-stiftung.de

Schlagwörter: Rausch | Jugendkultur | Gruppe | Konsumkompetenz |

Aufgehoben in Artificial Tribes

Die Zahl der Jugendkulturen explodierte in den späten 1970er, frühen 1980er Jahren – exakt in dem Moment, in dem der Prozess der «Individualisierung» seinen vorläufigen Höhepunkt erreichte. «Individualisierung» bedeutet Vielfalt, aber auch die Notwendigkeit, sich in einer zunehmend komplexeren und widersprüchlicheren Welt eigenständig zurechtzufinden, aus der Fülle an Identitäts- und Lebensstilangeboten sein eigenes Ding herauszufiltern, sich seine eigene Umwelt inklusive verbindlicher Beziehungen und Freundeskreise selbst zusammenzustellen. Jugendkulturen befriedigen dieses Bedürfnis nach temporären Beziehungsnetzwerken, sie bringen Ordnung und Orientierung in die überbordende Flut neuer Erlebniswelten und füllen als Sozialisationsinstanzen das Vakuum an Normen, Regeln und Moralvorräten aus, das die zunehmend unverbindlichere, entgrenzte und individualisierte Gesamtgesellschaft hinterlässt. Sie sind Beziehungsnetzwerke, bieten Jugendlichen eine soziale Heimat, eine Gemeinschaft der Gleichen. Wenn eine Gothic-Frau aus München oder Erfurt durch Bremen oder Hannover läuft und dort einen anderen Gothic trifft, wissen die beiden enorm viel über sich. Sie (er)kennen die Musik-, Mode-, politischen und eventuell sexuellen Vorlieben des anderen, haben mit Sicherheit eine Reihe derselben Bücher gelesen, teilen ähnliche ästhetische Vorstellungen, wissen, wie der andere z.B. über Gewalt, Gott, den Tod und Neonazis denkt. Und falls die Gothic-Frau aus München oder Erfurt eine Übernachtungsmöglichkeit in Bremen oder Hannover sucht, kann sie mit hoher Sicherheit davon ausgehen, dass ihr der andere weiterhilft, selbst wenn die beiden sich nie zuvor gesehen haben. Jugendkulturen sind artificial tribes, künstliche Stämme und Solidargemeinschaften, deren Angehörige einander häufig bereits am Äusseren erkennen (und ebenso natürlich ihre Gegner). Selbst gewählte Grenzziehungen halten die verwirrende Aussenwelt auf Distanz und schaffen zugleich unter den Gleichgesinnten und -gestylten der eigenen Szene ein Gefühl der Sicherheit und Zugehörigkeit. Menschen, die sich nie zuvor begegnet sind, gehören von einem Tag zum anderen durch den Anschluss an ein Zeichenensemble – eine Veränderung ihrer Haare, eine knapp über den Kniekehlen sitzende Hose – einer Sinn-Gemeinschaft an. Körpersprache ersetzt die verbale Kommunikation (bzw.

entscheidet vorab, mit wem ein Gespräch überhaupt sinnvoll erscheint), macht lange Prozesse der Vorsicht, des Abtastens überflüssig. Dadurch, dass sie sich ähnlich machen, finden binnen Sekunden die Kurz- oder Langhaarigen, die Bunten oder die Schwarzen soziale Zugehörigkeit.

Keine Jugendkulturen ohne Drogen – ohne Drogen keine Jugendkulturen?

Ob Hippies oder Technoszene – die Angehörigen von Jugendkulturen fielen seit jeher nicht nur durch ihre ausgefallene Musik und Mode auf, sondern auch durch ihre besondere Freude am (illegalisierten) Drogenkonsum. Szeneangehörige (nicht aller Szenen) konsumieren durchschnittlich mehr Rauschmittel als die übrigen Gleichaltrigen,¹ Szenetreffpunkte sind oft auch Drogenkonsumstätten und -umschlagplätze. Das liegt zunächst schlicht daran, dass die Zugehörigkeit zu manchen Jugendkulturen ebenso wie der Konsum illegalisierter Drogen aufgrund der Stigmatisierung beider einer ähnlichen Form von Mut, sich dem öffentlichen Urteil zu widersetzen, bedürfen. Wer das Rückgrat hat, als Punk oder Gothic oder Black Metaler etc. durch die Gegend zu laufen, der schreckt auch nicht so leicht vor dem Warnzeichen «illegal» zurück. So sind Jugendliche, die sich durch ihr Bekenntnis zu einer Jugend(sub)kultur ohnehin schon als Bürgerschreck und «Randgruppe der Gesellschaft» outen, auch in anderen Bereichen ihres Lebens experimentierfreudiger. Doch die Affinität von Jugendkulturen und Drogen geht weit darüber hinaus.

Stimulierung nach Wahl

Eine zentrale Funktion von Jugendkulturen ist die Stimulierung der Sinne – durch exzessive Musik, durch Tanz und andere körperliche Erfahrungen, durch Gemeinschaftsrituale jeglicher Art. Und eben auch durch Drogen. Drogen sind nun einmal Stimulanzmittel pur, sie haben gar keine andere Funktion. Sie sollen Gefühle verstärken oder verdrängen, den Körper zu Höchstleistungen animieren oder in tiefe Entspannungszustände versetzen. Für Letzteres wären zwar diverse Meditationstechniken weitaus besser geeignet (und vor allem frei von unerwünschten Nebenwirkungen), doch diese müssen erst erlernt und regelmässig «trainiert» werden. Die dazu notwendige «innere Ruhe» fehlt den meisten Menschen in schnellleibigen Zeiten wie diesen. Drogen führen schneller zum Ziel.

Doch wie meist bringen Abkürzungen auch hier Nachteile mit sich: Man lernt nichts dabei, bedarf also zukünftig immer weiter der Stimulanz von aussen, um sich in den erwünschten Zustand zu versetzen. So gesehen sind Drogen stets auch ein Zeichen von Schwäche und Bequemlichkeit – wer sich selbst

nicht weiterentwickeln mag, greift eben zu Hilfsmitteln von aussen. Das ist für die grosse Mehrheit selbst der regelmässigen DrogenkonsumentInnen nicht weiter tragisch – Millionen Menschen leben ganz gut damit, dass sie morgens ohne einen Kaffee und/oder eine Zigarette nicht mehr «wach» werden und sich abends ohne ein Glas Wein oder Bier nicht «entspannen» können. Was einige Jugendkulturangehörige lediglich von ihren Eltern und dem durchschnittlichen Pop-Fan, den «Stinos»² ihrer eigenen Generation, häufig unterscheidet, ist die Illegalität ihrer bevorzugten Stimulanzien.

Dass Hippies und Hooligans, House- und Technofans weniger auf Kaffee und Bier abfahren, sondern vermehrt illegalisierte Rauschmittel nutzen, hängt mit der zweiten bedeutenden Funktion der Jugendkulturen (neben der Stiftung von Freundschaften) zusammen: dem Erleben von Grenzerfahrungen und -überschreitungen.

Der Kick

«Ich brauche immer einen Kick. Jeder Jugendliche hat das. Das gehört zum Leben dazu. Ein Kick ist gefährlich, etwas Heimliches oder Verbotenes. Das Herz muss einem in die Hose rutschen, man fängt an zu zittern oder kriegt Schweißausbrüche oder das Herz fängt an total zu klopfen, der Puls ist auf 500. Lebensgefährlich muss es sein. Ich muss wissen, dass da irgendwas passieren kann. Aber trotzdem muss ich auch wissen, dass das sicher ist, dass da nix so schlimm ist, dass es tödlich enden kann oder dass das meinen Rest des Lebens verändert. Wenn Jugendliche keinen Kick haben, kosten sie ihr Leben gar nicht aus. Was sollen sie denn später erzählen?»

Julia, 15 Jahre³

Wir leben in einer Gesellschaft, in der Experimente mit dem eigenen Körper immer selbstverständlicher werden – von Schönheits-OPs über Tattoos/Piercings/Brandings/Ritzen etc. bis zu Extremsportarten. No risk, no fun. Den Körper herauszufordern, ist eine der spannendsten Herausforderungen überhaupt in einer (gross)städtischen, bürokratisierten Welt, in der man gegen alles präventiv versichert zu sein scheint und reale Risiken scheinbar nicht mehr existieren. So inszenieren sich Jugendliche den notwendigen Kick eben selbst. Aufregend soll es sein, aber letztendlich doch eine Inszenierung wie beim Bungeejumping, ein (Rollen-)Spiel, das es (pubertierenden) Jugendlichen ermöglicht, wenigstens für einen kurzen Moment aus der für sie vorgesehenen Rolle zu fallen, nicht mehr Kind, sondern Vamp, nicht mehr brave Schülerin, sondern «bitch» zu sein.

Sinn des Drogenkonsums in Jugendkulturen

In den meisten Jugendkulturen ist mindestens ein Rauschmittel (neben dem Rauschmittel Nr. 1: Musik) verbreitet. Auffallend ist dabei, dass die Auswahl dieser Drogen erstaunlich logischen Regeln folgt. Wie vieles in Jugendkulturen – von den Farben der Schnürsenkel über die Art des getragenen Schmucks bis zu Begrüssungsritualen – erfüllt auch der Drogenkonsum jeweils einen ganz spezifischen Sinn.

- Z.B. Techno: Das Image und die Identität der Szene zumindest in den Anfangsjahren hiess: gut drauf sein, kommunikativ sein, kein Stress, keine Aggressionen, kein Sexismus und natürlich lange Partys – 12, 24, 48 und sogar mehr als 70 Stunden waren durchaus nicht unüblich. Damit fiel Bier als bevorzugtes Rauschmittel schon einmal aus. Bier, in grösseren Mengen genossen, macht nicht nur manche Männer

- aggressiv, sondern vor allem müde und tanzunfähig. Ecstasy dagegen erwies sich als hervorragend geeignet: Die langen Partys durchzuhalten war damit möglich, die durch Ecstasy verstärkten Gefühlslagen – ein starkes Harmoniebedürfnis, emotionale Offenheit – entsprachen genau dem, was die Techno-Szene wollte.
- Z.B. Gothics: Die Gothics hassen körperliche Gewalt und proletarisch-männliches Gebaren; sie lieben nächtelange Gespräche in ruhigem Ambiente. Also auch hier: Bier ungeeignet. So trinkt man Wein (roten natürlich, wegen der Farbe) oder leichte Cocktails, die machen nicht so schnell betrunken und man bleibt lange kommunikationsfähig; man kifft auch gerne, meidet aber Speed und alle anderen «Beschleunigungsdrogen». Gothics und schnelle Bewegungen sind nicht wirklich miteinander kompatibel. Gothics trifft man in Museen und Bibliotheken, nicht auf Sportplätzen.
- Z.B. Skinheads: Man versteht sich als «proletarische Jugendbewegung», die letzten Erben der Arbeiterkultur, Männlichkeitskult inklusive. Und wenn es dann zu vorgerückter Stunde einmal zu einem kleinen handgreiflichen Disput kommt, ist das schon okay. Getränke müssen also billig sein und mit traditionellen Männlichkeitsbildern harmonieren. Also Bier statt Sekt und Wein.

Natürlich gilt das alles nicht verpflichtend für alle Mitglieder der jeweiligen Szenen. In fast allen Jugendkulturen existieren auch minoritäre, aber oft sehr engagierte (um nicht zu sagen: missionarische) «Straight-Edge»-Fraktionen, die jegliche Rauschmittel – ob legal oder illegal – ablehnen, häufig auch vegetarisch oder sogar vegan leben (besonders präsent sind diese in der Hardcore-Szene und in religiösen Szenen wie den christlichen Jesus Freaks oder entsprechenden muslimischen und jüdischen Gruppen).

Straight Edge

Begrifflich von einem gleichnamigen Song von 1981 der US-amerikanischen Band Minor Threat übernommen, bezeichnet Straight Edge einen Lebensstil, der «im Wesentlichen mit dem Verzicht auf Drogen aller Art (also nicht nur illegaler Drogen, sondern auch Alkohol, Nikotin, Koffein) und vegetarischer Ernährung verbunden ist. Dahinter steht die Anschauung, eine solche Lebensweise versetze Menschen in die Lage, klar und vernünftig zu handeln, eine lebensbejahende positive Grundhaltung einzunehmen und so eine «bessere» Welt zu befördern.»⁴ Diese Einstellung wird oft sehr fundamentalistisch gegenüber den Mitmenschen vertreten. «Wer mich zum Passiv-Rauchen zwingt, greift mich auch körperlich an, und dagegen wehre ich mich», meint Leo, 17 Jahre, Schlagzeuger bei der Emocore-Band Reno Kid und Straight-Edger. «Leute, die Alkohol trinken oder Zigaretten rauchen oder sonstige Drogen nehmen, können auf Dauer nicht zu meinen Freunden zählen.»⁵ Vorteil: Bei Konzerten kommt es trotz härtestem Stagediving und Tänzern, die zufällige Beobachter eher an Prügeleien erinnern, kaum zu Verletzungen – die Leute sind einfach zu nüchtern.

Ein harter Kern der Szene sind Veganer, die keinerlei Tierprodukte nutzen, also weder Eier und Milchprodukte noch Leder Schuhe, und oft auch Sex nur als Mittel der Fortpflanzung akzeptieren – schliesslich tötet Empfängnisverhütung auch Leben. Straight-Edger erkennt man häufig an einem (schwarzen X) auf dem T-Shirt, eintätowiert am Oberarm oder schlicht auf den Handrücken gemalt. Ursprungsland dieser Idee sind die USA: Dort dürfen Jugendliche unter 21 Jahren öffentlich



keinen Alkohol konsumieren, und bei Konzerten wird als Kontrollmöglichkeit für die Thekenbedienung allen Jüngeren gleich am Eingang ein fettes X auf die Hand gemalt. Irgendwann übernahmen auch volljährige Straight-Edger diese Kennzeichnung als Identifikationssignal für ihre Szene.

Gemeinsam Rausch erleben

Was jedoch nicht nur für Szene-Angehörige gilt, sondern für fast alle Jugendlichen: Rauschmittel (Ausnahme: Nikotin; hier ist der Suchtfaktor zu stark) werden bevorzugt nicht vereinzelt konsumiert, sondern in der Gruppe. Alkohol und Kiffen sind Mittel, um Geselligkeit herzustellen. Eine EU-Studie des Bremer Drogenforschers Stephan Quensel stellte sogar einen Zusammenhang zwischen Abstinenz und sozialer Isolation her, die «mittelfristig der Gesundheit viel mehr schaden kann als Alkoholmissbrauch im Jugendalter».⁶ Der Auftraggeber hatte allerdings mit anderen Resultaten gerechnet und liess die Studie erst einmal auf Jahre in der Schublade verschwinden. Natürlich spricht zumindest aus gesundheitspolitischer Sicht nichts gegen repressive Massnahmen des Staates wie eine Erhöhung der Steuer auf harte Alkoholika oder den bisher steuerfreien Wein oder verstärkte «Testkäufe» zur Kontrolle der Einhaltung bestehender Gesetze sowie schmerzhaftes Geldstrafen bei Verstössen gegen diese. Ob Tankstellen, die ja eigentlich dazu da sind, hoffentlich rauschmittelfreie Kraftfahrzeuglenker zu versorgen, unbedingt Alkohol verkaufen müssen, darüber lässt sich sicherlich auch reden. Doch die unter dem Deckmantel des «Jugendschutzes» eingeführten oder geforderten politischen Massnahmen wie Alkoholverbot an bestimmten öffentlichen Orten, verstärkter Druck auf Partyveranstalter etc. zielen «konsequenterweise» häufig nur auf das Verdrängen des Saufens aus der Öffentlichkeit. Doch gerade diese Form des Konsums hat ja Gründe, macht aus der Perspektive der Jugendlichen Sinn:

- Trinken in der Clique ist ein Moment selbstbestimmter Geselligkeit, nicht anders als bei Erwachsenenfestivitäten oder -betriebsfeiern auch.
- Viele Jugendliche haben kein Geld für Klubs und teureren Kneipenalkohol. Das gemeinschaftliche Trinken «draussen» (vor der Location oder anderswo im innerstädtischen Raum, wo andere Jugendliche/Cliquenangehörige sich jederzeit dazugesellen können) und das preisgünstigere «Vorglühen» auf dem Weg zum Klub ermöglicht ihnen die Teilhabe an den jugendkulturellen Gruppen und Ereignissen
- Repressive Massnahmen befriedigen zwar autoritäre Gemüter, zielen aber an der Sache vorbei

Wer möchte, dass Jugendliche in Cliquen weniger Alkohol konsumieren, sollte (beispielsweise)

- die drogenabstinenten Identitätsbilder innerhalb der Cliquen und Szenen stützen, also z. B. entsprechende Bands und Szenen fördern, statt die Widerspenstigen zu bestrafen
- sich für eine andere Preispolitik von Gaststätten, Veranstaltern u. a. Locations engagieren, z. B. durch Goodwill-Kampagnen wie Auszeichnungen für Gaststätten, die eine grössere Auswahl alkoholfreier Getränke deutlich preiswerter anbieten als Alkoholika
- rauschmittelarme Alternativen fördern: alkoholfreie Eventangebote, «Mobile (Cocktail-)Bars» einrichten, die bei Stadtfesten, Festivals u. a. Events oder auch an relevanten Jugendtreffpunkten coole alkoholfreie Getränke zu günstigen Preisen offerieren

- niemals moralisch argumentieren, solange die Generation der 35 bis 55-Jährigen in allen Rauschmittelbereichen deutlich höhere Werte als die junge Generation aufweist: Laut aktuellem Drogen- und Suchtbericht der Bundesregierung sind 1,8 Millionen Menschen in Deutschland alkoholabhängig und krank, weitere 1,6 Millionen Erwachsene trinken zu viel Alkohol, gelten aber noch nicht als abhängig.⁷ Jugendliche stellen dabei nur eine Minderheit dar.
- Immer auch die Eltern im Blick haben und ihre erzieherische Kompetenz stärken: In diversen europäischen Ländern hat man inzwischen erforscht, dass «Eltern, die ihren 15 bis 16-jährigen Kindern erlauben, dass sie Alkohol trinken, auch damit verbundene schädliche Auswirkungen in Grenzen halten»⁸. «Besorgte dänische Eltern organisieren reihum Partys für 14-18-Jährige, wo sie in einem geschützten Umfeld ausprobieren können, wie Alkohol wirkt.»⁹ Das Resultat: Die Jugendlichen, die eingeschränkt Alkohol trinken dürfen, trinken weniger und kontrollierter als jene, die zu Hause einem absoluten Alkoholverbot unterliegen.
- Selbstkritisches Vorbild sein: Also nicht nur die Jugendlichen im Blick haben, sondern auch sich selbst und sein eigenes Verhalten und seine eigenen Trinkgewohnheiten – gemäss dem Motto: Füge anderen nicht zu, was du nicht selbst zu ertragen bereit bist!
- Das Ziel ist nicht die moralisch-patriarchale Vorgabe absoluter Drogenfreiheit, sondern die Stärkung von Konsumkompetenz und Selbstverantwortung und selbstbestimmter kritischer Konsum: (Er-)kenne die Risiken und Nebenwirkungen und entscheide bewusst, ob und wie viel Rausch und mit welchen Mitteln du diesen möchtest!

Jugendkulturen als Ort der Kompetenzaneignung

Aber zurück zu den Jugendkulturen: Für knapp 20% der Jüngeren sind Jugendkulturen – nicht Kirchen, traditionelle Jugendverbände und Vereine etc. – der bevorzugte Ort ihres Engagements, ihrer Freizeitgestaltung und – vor allem für die unter 18-Jährigen – ihrer Identitätsfindung. Natürlich sind Jugendkulturen stets auch Konsumkulturen. Doch trotz aller Kommerzialisierung sind sie zumindest für die Kernszene-Angehörigen vor allem eine attraktive Möglichkeit des eigenen kreativen Engagements. Denn weil die Kommerzialisierung ihrer Freizeitwelten auch negative Folgen hat und die Popularisierung ihrer Szenen ein wichtiges Motiv der Zugehörigkeit zu eben diesen Szenen aushebelt – nämlich die Möglichkeit, sich abzugrenzen –, schafft sich die Industrie automatisch eine eigene Opposition, die sich über den Grad ihrer Distanz zum kommerziellen Angebot definieren: Wenn alle bestimmte Kultmarken tragen, trage ich eben nur No-Name-Produkte. Sag mir, welche Bands auf Viva laufen, und ich weiss, welche Bands ich garantiert nicht mag.

Wer wirklich dazugehören will, muss selbst auf dem Skateboard fahren, nicht nur die «richtige» teure Streetwear tragen, selbst Graffiti sprühen, nicht nur cool darüber reden, selbst Musik machen, nicht nur hören, usw. Es sind schliesslich die Jugendlichen selbst, die die Szenen am Leben erhalten. Sie organisieren die Partys und andere Events, sie produzieren und vertreiben die Musik, sie geben derzeit in Deutschland (trotz der zunehmenden Bedeutung des Internets immer noch) mehrere tausend szeneneigene, nicht-kommerzielle Zeitschriften – sog. Fanzines – mit einer Gesamtauflage von mehr als einer

Million Exemplaren jährlich heraus.¹⁰ Für sie sind Jugendkulturen Orte der Kreativität und der Anerkennung, die sie nicht durch Geburt, Hautfarbe, Reichtum der Eltern etc. erhalten, sondern sich ausschliesslich durch eigenes, freiwilliges, selbstbestimmtes und in der Regel ehrenamtliches Engagement verdienen.

So existiert heute ein dichtes Netzwerk jugendlichen Engagements, das, schon allein aufgrund seiner Kommunikationswege (Flyer, Handy, Internet, Party-Zentralen als News Boxes) weitgehend unbemerkt von älteren Jahrgängen, stets spontan, aber sehr effektiv, eine Vielzahl von Aktivitäten entfaltet. Noch nie waren so viele Jugendliche kreativ engagiert wie heute – in jeder Stadt gibt es heute RapperInnen, B-Boys und -Girls, Sprayer, Beatboxer und DJanes. Tausende von Jugendlichen produzieren Woche für Woche an ihren PCs Sounds – der einzige Lohn, den sie dafür erwarten und bekommen, ist Respekt. Noch nie gab es so viele junge Punk-, Hardcore-, Metal-Bands wie heute. Das Web 2.0 ist nicht nur ein Ort der Jugendgefährdung, sondern auch ein Tummelplatz enormer jugendkultureller Aktivitäten, auf dem bereits 14-, 15-, 16-Jährige eine Medienkompetenz zeigen und sich erwerben, über die manch hauptberuflicher Jugendschützer nicht ansatzweise verfügt. Jugendkulturen sind immer Orte der Kompetenzzaneignung in vielfältigsten Lebensbereichen.

Zur Anerkennung von Kompetenz

Doch noch nie war die Erwachsenenwelt derart desinteressiert an der Kreativität ihrer «Kinder». Respekt ist nicht zufällig ein Schlüsselwort fast aller Jugendkulturen. Respekt, Anerkennung ist das, was Jugendliche am meisten vermissen, vor allem von Seiten der Erwachsenen. Viele Erwachsene, klagend Jugendliche, sehen Respekt offenbar als Einbahnstrasse an. Sie verlangen von Jugendlichen, was sie selbst nicht zu gewähren bereit sind, und beharren eisern auf ihrer Definitivonshoheit, was anerkennungswürdig sei und was nicht: Gute Leistungen in der Schule werden belohnt, dass der eigene Sohn aber auch ein exzellenter Hardcore-Gitarrist ist, die Tochter eine vielbesuchte Emo-Homepage gestaltet, interessiert zu meist nicht – es sei denn, um es zu problematisieren: Bleibt da eigentlich noch genug Zeit für die Schule? Musst du immer so extrem herumlaufen, deine Lehrer finden das bestimmt nicht so gut...

Dabei weiss jedeR gute LehrerIn, welche SchülerInnen am meisten Stress verursachen: die Gleichgültigen. Die, die sich für gar nichts interessieren, die keine Leidenschaft kennen,

für nichts zu motivieren sind. Denn Schule braucht nicht nur motivierte LehrerInnen, sondern auch engagierte, kreative, selbstbewusste SchülerInnen. Leider haben immer noch sehr, sehr viele Jugendliche wenig Anlass und Chancen, Selbstbewusstsein zu erwerben.

Viele Junge fühlen sich schon mit 13, 14 Jahren «überflüssig» in dieser Gesellschaft. Während «die Jugend» heute in ihrer Gesamtheit zu einer der reichsten Generationen seit Jahrzehnten gehört, wird ein Drittel dieser Generation vom Reichtum und den Chancen der postmodernen «Multioptionengesellschaft» systematisch ausgeschlossen. Und auch die Schule – als der zentrale Lebensort aller Jugendlichen – ist offenbar oft nicht in der Lage bzw. willens, da gegenzusteuern. Gesellschaft und Schule müssten es verstehen, eine Anerkennungskultur zu entwickeln, die SchülerInnen für gute Leistungen belohnt, statt für Versagen bestraft und herabwürdigt. Auch deshalb werden Jugendkulturen immer wichtiger: Hier können Jugendliche einmal selbst erfahren, dass in ihnen etwas steckt, dass sie kreative Fähigkeiten haben, die ihnen ihre Umwelt selten zutraut – bis sie sich selbst nichts mehr zutrauen. ●

Literatur

- Drogenbeauftragte der Bundesregierung (2014):* Drogen- und Suchtbericht 2014. Berlin. www.tinyurl.com/kyffyz4, Zugriff 04.08.2014.
- Hitzler, Ronald/Bucher, Thomas/Niederbacher, Arne (2001):* Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Leske & Budrich: Opladen.
- Tuckermann, Anja/Becker, Nikolaus (1999):* Horror oder Heimat? Jugendliche in Berlin-Hellersdorf. Bad Tölz/Berlin: Tilsner/Archiv der Jugendkulturen.
- Werse, Bernd (2007):* Cannabis in Jugendkulturen. Kulturhistorische und empirische Betrachtungen zum Symbolcharakter eines Rauschmittels. Berlin: Archiv der Jugendkulturen.

Endnoten

- 1 Vgl. z. B. zu Cannabis grundlegend Werse 2007.
- 2 Die «Stinknormalen».
- 3 Tuckermann/Becker 1999: 9f.
- 4 Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001: 60.
- 5 Ebd.: 57.
- 6 Vgl. Artikel in der Berliner Tageszeitung taz vom 14.11.2009: www.tinyurl.com/nc2pwpj, Zugriff 04.08.2014.
- 7 Vgl. Drogenbeauftragte der Bundesregierung 2014.
- 8 Vgl. Artikel auf heise online vom 09.10.2009 über eine Studie aus Grossbritannien: www.tinyurl.com/ks4pvl9, Zugriff 04.08.2014.
- 9 Vgl. Endnote 6
- 10 Vgl. z. B. www.jugendkulturen.de/fanzines.html oder www.fanzine-index.de